

Hugo Schuchardt

Zu seinem 80. Geburtstag.

Zu allen Zeiten hat es in der Gelehrtenwelt zwei Typen gegeben: den Forscher, der mit eiserner Konsequenz sich bemüht, ein sorgsam abgegrenztes Gebiet ganz zu durchhellen, der daher seine volle Kraft auf dieses Ziel konzentriert und dessen Gedankensumme sich meist in einem großen Gesamtwert kristallisiert. Neben ihm steht aber der Pionier, dessen Sinnen und Trachten stets auf das Erschließen neuer Gebiete, auf das Eröffnen neuer Gesichtspunkte, auf methodische und damit allgemein-menschliche Vertiefung der Probleme gerichtet ist. Dieser ist es, der die Anregungen gibt und die Funken neuer Erkenntnis von einem zum andern trägt. In Wirklichkeit trägt natürlich jeder Gelehrte von beiden Typen mehr oder weniger etwas an sich. Selten aber ist es, daß sie in ihm zu einer vollen Fusion gelangen, daß einer umfassende Einzelaufgaben löst und dann noch Kraft und Zeit findet, nach allen Richtungen neue Gesichtsfelder zu eröffnen.

Eine solche seltene Erscheinung, die seit vielen Jahrzehnten ihre überreichen Kräfte der Sprachwissenschaft zufließen läßt und sie damit belebt, ist Hugo Schuchardt. Nun sind es 80 Jahre her, daß in der Landeshauptstadt Gotha, im grünen Thüringen, Hugo Schuchardt das Licht der Welt erblickte. Die äußere Lebensgeschichte Schuchardts ist sehr einfach verlaufen. An seiner Familie interessiert uns Schweizer vor allem, daß auch ein Teil waadtländischen Blutes in seinen Adern fließt. Von dieser Seite mögen auch die außergewöhnliche Sprach-

Der kleine Bund

12. Feb. 1922

liche Begabung und die Liebe zum Romanentum ihren vollen Impuls erhalten haben, war doch sein Großonkel kein geringerer als jener Doyen Bridel, dem Lausanne zum großen Teil seine literarische und wissenschaftliche Blütezeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdankt und der zuerst die Mundarten der Westschweiz für würdig befunden hatte, in einem Glossare eingesammelt zu werden. Nach glänzend abgeschlossenen Studium und kaum vierjähriger Tätigkeit als Privatdozent wurde er 1873 Professor in Halle, von wo er 1876 nach Graz übersiedelte. Dieser Universität blieb er treu bis zu seinem Rücktritt 1901. Seit diesem Jahre lebt er, nur seinen Studien, in Graz. Das Glück, ihn persönlich kennen lernen, ist mir leider nie beschieden worden. Doch weiß ich durch das übereinstimmende Zeugnis aller derer, die mit ihm zusammengetroffen sind, welche geistvolle, hinreißende Persönlichkeit sich in ihm birgt, und wie in seiner Gesellschaft die Stunden dahineilen. Nicht umsonst haben ihn auf seinem Lebensweg so zahlreiche und so reiche Freundschaften begleitet.

Als Schuchardt unter Führung von Friedrich Diez und Friedrich Mitschl seine ersten Schritte in das Gebiet der Philologie tat, da waren sowohl die klassische als auch die romanische Sprachwissenschaft in frischem, hoffnungsvollem Ausblühen begriffen. Die Grundzüge der Sprachgeschichte waren in beiden Gebieten entworfen; was aber noch fehlte, das war die Verbindungsbrücke zwischen ihnen: noch waren jene Jahrhunderte in Dunkel gehüllt, während derer sich das klassische Latein langsam zersetzt hatte, um in die verschiedenen romanischen Idiome überzugehen. Mit scharfem Blick erkannte der junge Gelehrte sogleich die hier lassende Lücke: sie auszufüllen setzte er sich als erstes großes wissenschaftliches Ziel. In überraschend kurzer Zeit hatte er das weit zerstreut herumliegende, aber reichliche Material gesammelt. Von seinem 24. Geburtstag, dem 4. Februar 1866, konnte er die Vorrede datieren, und 1868 schon war das ganze Werk, drei stattliche Bände umfassend, fertig gedruckt. Was für einen andern ein halbes Lebenswerk gewesen wäre, sollte bei ihm nur den Anfang seiner wissenschaftlichen Taten bedeuten. Aber schon offenbarten sich in dem Buche, das er „Vokalismus des Vulgärlateins“ betitelt, alle die glänzenden Eigenschaften, die ihm sein ganzes Leben und Wirken hindurch treu geblieben sind: eine Kombinationsgabe, welche die Früchte ausgedehntester Belesenheit stets in lebendige Beziehungen zu bringen weiß; jene Fähigkeit, von einer Einzelfrage aus tief in das Wesen der Dinge hineinzuleuchten; jener Drang, stets zum Prinzipiellen hinzugelangen, verbunden mit einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die zuerst die eigenen Schwächen aufzudecken bemüht ist.

Während sich nun jahrzehntelang andere bemühten, sein Werk auszubauen und die reich hingestreuten Ideen auszumünzen, wandte ihm Schuchardt sogleich den Rücken, um andere lockende Gesilde aufzusuchen, überall bahnbrechend und wegweisend, überall Anregungen in reicher Fülle austeilend. So kommt es, daß kaum ein Gebiet der romanischen Sprachwissenschaft, ja der Sprachwissenschaft überhaupt, studiert werden kann, ohne daß man seinem Namen begegnet. Ein so weiter Geist mußte stets die Sprache in ihren Beziehungen mit dem ganzen Leben zu erfassen suchen. Daher wundert es uns nicht, ihn auch den literarischen Äußerungen der Völker seine Aufmerksamkeit zuwenden zu sehen und ihn mit seinem Verständnis für literarische Werte ausgestattet zu finden. Wenn er diese Seite publizistisch später vernachlässigt hat, so liegt das nur an der Notwendigkeit der Arbeitskonzentration. Welche tiefes Verständnis er auch diesen Manifestationen der fremden Völker entgegenbrachte, welches Echo sie in ihm weckten, das zeigt der Band „Romanisches und Keltisches“, in dem er eine Reihe früherer Aufsätze vereinigt. Wie feinsinnig weiß er da die Geistesarbeit großer romanischer Dichter, eines Ariost, eines Calderon zu schildern, wie weiß er das Eigenartige und Neue moderner Schriftsteller, eines Stecchetti, eines Belli zu ergründen und einem gebildeten Publikum nahezubringen.

Als einer der ersten hat er innerhalb der Sprachwissenschaft den Blick auf die Mundarten gelenkt: bald gaben

seine Bemühungen dem damals noch fast unerforschten Röto-romanisch (1870, Ueber einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen), bald den Lauten des sonnigen Andalusiens (1881, Cantos Flamencos), bald der Sprache der Neger in den Kolonien romanischer Völker, dem Kreolischen. Diese letztern Studien lagen ihm besonders am Herzen, weil er darin die Mischung zweier Sprachen in lebendigem Fluß zu übersehen hoffte und sich hier prinzipiell wichtige Gesichtspunkte ergeben mußten. Vom Kreolischen sprang er über zur Beobachtung der Sprachmischung und Entlehnungsbeziehungen innerhalb der alten Doppelmonarchie (1884, Slavo-deutsches und Slavo-italienisches).

Diese große Beweglichkeit setzt ein rasches Einfühlungsvermögen in neue Sprachen voraus, und in der Tat dürfte Schuchardt füglich ein moderner Mithridates genannt werden: über zwanzig Sprachen beherrscht er; nicht nur in den germanischen und romanischen Hauptsprachen hat er geschrieben: auch magyrische Aufsätze liegen von ihm vor. Solch außerordentliche Fähigkeiten mußten Schuchardt zum Studium komplizierter Lehnbeziehungen und Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Sprachen dunkeln Ursprungs führen. Daher verdanken wir ihm unter anderem die solidesten Studien über das Basische, jene geheimnisvolle Sprache, welche in den rauhen Westpyrenäen und den öden Hochflächen Navarras heute noch erschallt, die aber zu keiner bekannten Sprache sich in ein klares Verhältnis bringen läßt.

Das Wesen eines solchen Mannes drängt natürlich darnach, die lebendigen Zusammenhänge zwischen den Erscheinungen zu erkennen. So war es ihm unmöglich, sich zufrieden zu geben mit der Aneinanderreihung von Wörtern, in der damals die Etymologie bestand. An sich selbst und dann auch an andere stellte er die Forderung, hinter dem Zusammenhange der Wörter den der Sachen und Ideen zu suchen. Die lautliche Uebereinstimmung zweier Wörter genügte ihm nicht; er verlangte, daß auch die Uebergänge der Bedeutung klar erforscht würden. So wies er in seiner berühmten Kontroverse mit dem Pariser Gelehrten Thomas nach, daß das französische *trouver* aus lat. *turbare* stammt und ursprünglich in der Fische-sprache „die Fische aufstöbern“ bedeutete, und belegte den begrifflichen Uebergang mit Parallelen aus allen möglichen Sprachen. Mit seiner konsequent durchgeführten Forderung „alle Genealogie muß sich in Kulturgeschichte umsehen“ ist Schuchardt allen vorangegangen; sie heute auf der ganzen Linie zu verwirklichen, ist der Ehrgeiz unserer Generation. Nicht umsonst verehren wir daher in dem greisen Forscher — neben Gilliéron — unseren vornehmsten Führer.

Solche stete Neuberührung mit dem Leben bewahrte Schuchardt davor, einer allzu mechanistischen Auffassung der Sprachentwicklung beizupflichten, wie sie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts üblich war. Er wagte es, sich der ganzen Strömung entgegenzustellen und seine Auffassung von einer mehr geistig bedingten Veränderungsgeschichte der Sprache freimütig zu vertreten. Seine Schrift „Ueber die Lautgesetze“ (1885) zeigt, daß sich das Geschehen der Sprache nicht mit starren Formeln beschreiben läßt. Auch in dieser mehr sprach-philosophischen Frage leistet ihm die heutige Generation die Gefolgschaft, welche er damals noch nicht finden konnte.

Diese ungemaine Vielseitigkeit der Forschung Schuchardts ist in gleichem Sinn eine Forderung seines universellen und auf das Wesentliche gehenden Geistes, wie es bei Goethe dessen vielgestaltige naturwissenschaftliche Studien waren. Wie dieser, so hat auch Schuchardt stets mit glücklicher Hand diejenigen Probleme aufgegriffen, die seinem Wesen entsprachen und ihn am tiefsten zu führen vermochten. In diesem Sinne darf sein Gelehrtenhicksal als ein glückliches gepriesen werden.

Nur in einer Beziehung sind ihm die letzten Jahre vergällt worden: In der Brust eines Mannes wie Schuchardt findet enger Nationalismus keinen Platz. So kämpfte er jederzeit in Oesterreich für eine friedliche Verständigung der verschiedenen Völker. Daß er sich zum Beispiel für die Errichtung einer italienischen Universität einsetzte, wurde ihm von deutsch-nationalistischer Seite vielfach übel vermerkt. Seine Mission

sah er darin, im besten Sinn des Wortes Kulturvermittler zu sein zwischen Romanen und Deutschen. Wie widerhallt in seinen Worten tiefe Liebe zu allem Menschlichen im fremden Volk, verbunden mit der Sicherheit, seiner eigenen Volkskultur nicht untreu werden zu können, wenn er sagt: „Die vermeintlichen Schützer ihres Volkstums sind in Wahrheit seine Schädiger. Die warme Liebe zu meinem Volk läßt mich wünschen, daß es nicht eine chinesische Mauer um sich ziehe und vor allem Fremden wie vor Feindseligem zurückbebe. Wir besitzen die volle Kraft, Fremdes aufzunehmen und es zu verdeutschen, von andern zu gewinnen, ohne ihnen zu nehmen, andere zu gewinnen, ohne uns zu verlieren, kurz: zu erobern im besten Sinn des Wortes.“ So konnte Schuchardt von seiner innern Erfahrung sprechen, er, ein Deutscher im besten Sinn, wie Goethe. Die Welt aber, sowohl die romanische wie die deutsche, überschätzte er, wenn er sie nach sich selber beurteilen wollte. Daher war es für ihn ein fürchtbarer Schlag, als auch sein so heißgeliebtes Italien zum Feind seines Heimatlandes wurde. Ihn, wie uns, können wir nur eines wünschen: daß nämlich der Schmerz über all die erschütternden Ereignisse der letzten Jahre der Zuversicht weichen möge, auch hierin sei Schuchardt seiner Zeit vorausgeeilt, auch hierin werde eine spätere Generation erfüllen, was er gefordert hat. Möge er noch lange genug leben, um Europa wenigstens auf dem Wege nach dem Ziele zu sehen, das er selber schon verkörpert hat.

W. v. Wartburg.